Mareile Seeber-Tegethoff

Flüchtlingswege 1945–2015

Autobiografische Einblicke

Worte & Leben

Inhalt

Geleitwort 9

Einleitung 11

Flüchtling im eigenen Land 17
Hans Goswin Clemen wurde 1945 infolge des Zweiten Weltkriegs aus Westpommern vertrieben

Wir waren Freiwild 45
Freya Weiß floh 1945 vor der russischen Front aus Ostpreußen und wurde 1947 aus Polen vertrieben

Staatsangehörigkeit N.N. 73
Rosel Schultz floh 1957 vor politischer Willkür und Unfreiheit aus der DDR

Es hätte auch anders enden können 99
Cong Trang Dinh floh 1979–1982 vor politischer Willkür und drohendem Kriegsdienst aus Vietnam

Gott war immer bei mir 125
Antonio Dionga floh 1998–2000 vor Folter und politischer Verfolgung aus Angola

So gut wie tot 159
Mohamed Yahya Hashi floh 2013–2015 vor Zwangsrekrutierung der al-Shabaab-Miliz in Somalia

Wer nicht durch Bomben stirbt, erfriert 189
Samar floh 2015 vor dem Bürgerkrieg in Syrien

Der IS wollte uns vernichten 215
Ahmad Khalaf floh 2014–2015 vor dem IS aus dem Irak

Danksagung 244

Einleitung

Vieles ist bereits über das Thema Flüchtlinge geredet und geschrieben worden – warum also noch ein Buch?

In den meisten Texten schreiben Journalisten oder Autoren *über* Geflüchtete – sie stellen ihnen ihre eigenen Fragen, analysieren die Antworten und binden einige Originalzitate in ihren Bericht ein. ‚Flüchtlingswege 1945–2015' dagegen ist ein Buch *von* Geflüchteten. Hier kommen sie selbst zu Wort, erzählen ihre Geschichte und alles, was ihnen dabei wichtig ist. Der Blickwinkel ist ein anderer! Indem Geflüchtete selbst von sich berichten – nicht nur von den dramatischen Ereignissen ihrer Flucht, sondern auch von ihrem Leben vor und nach der Flucht – kommen sie uns als Menschen näher. Wir sehen sie nicht nur in ihrer Opferrolle, sondern auch als Gestalter ihres Weges. Wir entdecken das Potential, das sie mitbringen und in unsere Gesellschaft einbringen.

Acht Menschen erzählen im Buch ‚Flüchtlingswege 1945–2015' ihre Geschichte. Meine Aufgabe als Biografin bestand darin, ihnen zuzuhören und nur die Fragen zu stellen, die sich aus dem Erzählten ergaben. Anschließend schrieb ich auf der Basis von Tonaufnahmen die Texte, wobei ich das Erzählte hinsichtlich der Lesbarkeit und Verständlichkeit überarbeitete, die zugrundeliegenden Aussagen und den persönlichen Stil aber im Wesentlichen nicht veränderte.

Es ist mir ein Anliegen, die Geschichten der Geflüchteten weder zu interpretieren noch zu verallgemeinern. Vielmehr möchte ich Ihnen als Leser die Möglichkeit lassen, sich ein

eigenes Bild zu machen. Indem jeder der acht Erzähler auf ganz persönliche Weise von seinem Leben berichtet, können Sie den Geflüchteten hautnah begegnen, die Geschichten quasi aus deren Mund hören.

In ‚Flüchtlingswege 1945–2015' erzählen sehr unterschiedliche Menschen: Sie stammen aus verschiedenen Herkunftsländern. Einige Erzähler sind aus Teilen Deutschlands gekommen, die es heute in dieser Form gar nicht mehr gibt – Ostpreußen, Pommern oder die DDR. Andere wohnten ursprünglich in fernen Ländern wie Syrien, Irak, Somalia, Angola oder Vietnam. Für manche Geflüchtete ist Deutsch die Muttersprache, für andere eine Fremdsprache, die sie entweder schon sprechen oder gerade erst erlernen. Des Weiteren unterscheiden sich die Erzähler in ihrer Religionszugehörigkeit: Mehrheitlich gehören sie zu den Christen, aber auch Muslime, Jesiden und Drusen sind vertreten. Es kommen unterschiedliche Generationen zu Wort: Die älteste Erzählerin ist 97 Jahre alt, der jüngste Erzähler gerade erst 21. Was also haben diese Geschichten gemeinsam, außer dass ihre Protagonisten innerhalb von 70 Jahren – zwischen 1945 und 2015 – in die Region Braunschweig geflüchtet sind?

„Auf eine ganz existenzielle Weise gehören sie nämlich zusammen – die Schicksale von damals und die Schicksale von heute, die Trauer und die Erwartungen von damals und die Ängste und die Zukunftshoffnungen von heute", erklärte der damals amtierende Bundespräsident Joachim Gauck anlässlich des ersten Gedenktages für die Opfer von Flucht und Vertreibung am 20. Juni 2015. „Ich wünschte, die Erinnerung an die geflüchteten und vertriebenen Menschen von damals könnte unser Verständnis für geflüchtete und vertriebene Menschen von heute vertiefen. Und umgekehrt:

Wir waren Freiwild

Freya Weiß floh 1945 vor der russischen Front aus Ostpreußen und wurde 1947 aus Polen vertrieben

Fluchtroute von Freya Weiß 1945 und 1947

Wir durften nicht eher auf die Flucht gehen. Das wurde uns von ganz oben – vom Gauleiter in Königsberg – verboten. Wir wohnten damals in Losendorf[3], einem ostpreußischen Bauerndorf im Kreis Stuhm[4]. Dort führte unsere Familie eine Gärtnerei. Mitten im Krieg, im März 1944, heiratete ich. Ich war gerade 24 Jahre alt. Mein Mann erhielt als Soldat Sonderurlaub für die Hochzeit. Anschließend ist er gar nicht mehr bis zu seiner Einheit gekommen. Schon auf dem Weg dorthin geriet er in russische Kriegsgefangenschaft. Aber das wusste ich zunächst gar nicht. Ich hatte seit unserer Hochzeit nichts mehr von meinem Mann gehört.

Als wir Ende Januar 1945 schon die russische Wehrmacht hören konnten – die Front war vielleicht 10 km entfernt – durften wir endlich packen. Bis dahin war auf die Einhaltung des Fluchtverbots sehr streng geachtet worden. Ein Großteil der Bevölkerung hatte sich tatsächlich daran gehalten. Viele, die zuvor schon den ersten Weltkrieg in Ost- und Westpreußen mitgemacht hatten, dachten, der Russe käme vielleicht bis an die Grenze, aber bestimmt nicht weiter. Daher schenkten sie den Lügen, die uns aufgetischt wurden, Glauben. In unserem Ort hieß es damals, wir kämen jenseits der Weichsel in einem Dorf unter und könnten im Frühjahr vielleicht schon wieder zurück. Das hätte man gar nicht sagen dürfen! Denn viele Menschen klammerten sich an diese Hoffnung und verließen Losendorf gar nicht. Sie sagten sich: So schlimm kann es nicht werden, wir haben ja nichts Schlechtes getan.

Mit schwerem Herzen mussten wir von allem Abschied nehmen. Wir verließen Losendorf am 23. Januar 1945 gegen

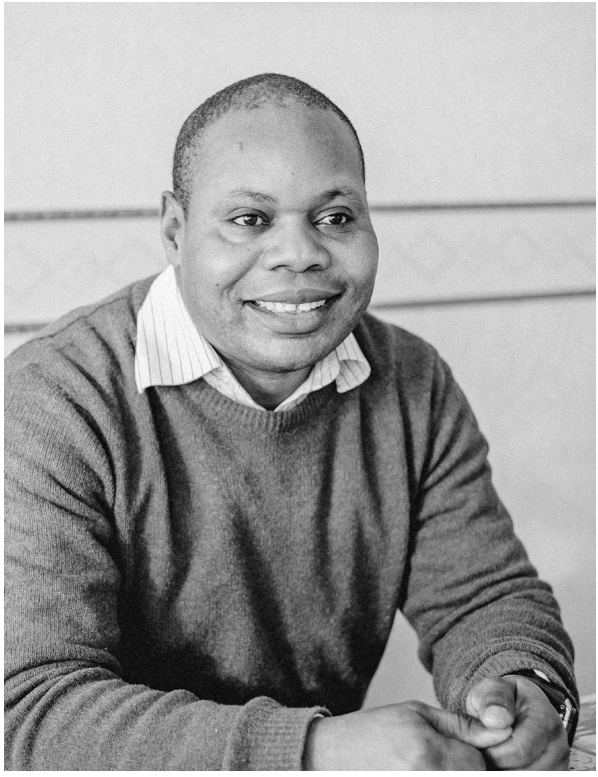
3 heute: Łoza
4 heute: Sztum

Mittag. Es waren ungefähr zehn Treckwagen[5], die sich gemeinsam auf den Weg machten. Diese Holzfuhrwerke wurden von Tieren gezogen. Auf einem davon fuhr mein Bruder Helmut mit seiner Frau Hedwig, seinem kleinen Kind und unserer Mutter. Ein anderer Wagen war mit der Pfarrersfamilie, dem Küster und dem Schmiedemeister belegt. Der Küster war mein Schwiegervater. Deshalb reisten auch Tante Minchen – eine Tante meines Mannes – und ich mit dieser Gruppe. Den Schmied Kendelsbacher dabeizuhaben war unser Glück. Gemeinsam mit meinem Schwiegervater lenkte er unseren Wagen. Unterwegs konnte er die Pferde neu beschlagen und anstehende Reparaturen erledigen. Mein Vater wiederum war mit einem benachbarten Bauern unterwegs. Als Gärtner besaß er einen kleinen Wagen, mit dem er seine Sämereien und sein Handwerkszeug transportierte. Alles, was er fürs Frühjahr brauchte, um wieder anzufangen, wollte mein Vater auf die Flucht mitnehmen. Zwar hatte er kein Pferd, das seinen Wagen hätte ziehen können, aber er durfte ihn an den großen Treckwagen unseres Nachbarn anhängen. Mein Vater, meine Mutter und ich flüchteten also in drei getrennten Wagen.

Der Schnee lag hoch um diese Zeit. Die Straßen waren glatt, es herrschte –25°C Kälte. Eigentlich hätten wir zur Marienburg[6] gemusst, dann über die Nogat, durch das Danziger Werder und über die Weichsel. Aber diese Richtung konnten wir nicht nehmen, denn das Gebiet, das wir durchquert hätten, war dem Militär vorbehalten – für Flüchtlingstrecks

5 Ein Treck bezeichnet einen gemeinsamen Zug von Flüchtlingen oder Auswanderern. Gegen Ende des 2. Weltkriegs waren viele Menschen in Flüchtlingstrecks unterwegs: entweder zu Fuß oder auf einfachen Fuhrwerken, die von Tieren gezogen wurden.

6 heute: Malbork



Gott war immer bei mir

Antonio Dionga floh 1998–2000 vor Folter und politischer Verfolgung aus Angola

Fluchtroute von Antonio Dionga 1998–2000

Ich bin Antonio Dionga, geboren im September 1970 in Cabinda, Zentralafrika. Was ich zu erzählen habe, klingt unglaublich. Mein Weg war sehr gefährlich. Ich war kurz davor, in den Abgrund zu stürzen. Aber Gott war immer bei mir. Ich danke ihm für das, was ich geschafft habe.

Cabinda war früher einmal ein kleines portugiesisches Protektorat an der Westküste Afrikas. Im Süden und Osten grenzt es an die Demokratische Republik Kongo, im Norden an die Republik Kongo. Nach der Unabhängigkeit von Portugal 1975 wurde mein Land zunächst von Angola besetzt und später annektiert. Wir wohnten in der kleinen Stadt Nekuto. Mein Vater war reich, er besaß viel Land und mehrere Firmen. Er war Geschäftsmann, gleichzeitig aber auch Politiker. Mein Vater setzte sich dafür ein, dass Cabinda wieder ein portugiesisches Protektorat sein sollte, wie früher. Mit dieser Forderung stellte er sich gegen die Regierung Angolas.

Bei uns in Afrika läuft Politik anders als hier in Europa. Man darf nicht offen reden, Meinungsfreiheit existiert nicht. Die Regierungen stecken die Anhänger der Opposition ins Gefängnis. Bis heute ist das so, in ganz Afrika. Die Regierung von Angola hat immer wieder versucht, meinen Vater unter Druck zu setzen, er solle seinen Mund halten. Doch mein Vater blieb bei seinem Standpunkt. Also wurde er beobachtet und kontrolliert.

Seit der Unabhängigkeit Angolas von Portugal gab es bewaffnete Kämpfe zwischen den Vertretern der verschiedenen Parteien. Dafür brauchten sie Soldaten. Morgens um 4 oder 5 Uhr kamen die Anhänger der Regierungspartei zu uns nach Cabinda und zwangen Jugendliche, mit ihnen zu kommen. Sie brachten sie nach Angola, wo sie als Kindersoldaten kämpfen mussten. Auch mich wollten sie holen. Mehrfach

kamen sie in unser Haus, aber mein Vater bezahlte jedes Mal Geld, um mich zu schützen. Doch es wurde immer gefährlicher für mich.

„Antonio, du kannst nicht mehr hierbleiben", sagte er eines Tages zu mir. „Du gehst nach Zaire in ein Internat." Zaire, so hieß damals unser Nachbarland, die Demokratische Republik Kongo. Die Schule, die mein Vater für mich ausgesucht und bezahlt hatte, war sehr gut, sie entsprach europäischen Standards. Viele Schüler und Lehrer kamen aus Belgien.

In diesem Internat lernte ich meine Frau kennen: Nsesani Pansu, die Mutter meiner Kinder. Sie stammte aus Luanda, der Hauptstadt von Angola. Nach unserer Heirat ging Nsesani mit mir nach Cabinda. Dort kam 1996 unsere erste Tochter Gloria auf die Welt. Sie ist glücklich geboren, deswegen trägt sie diesen Namen. Wir lebten in einer prächtigen Villa, ich fuhr gute Autos, war der Juniorchef in der Tischlerei meines Vaters. Wir hatten ein schönes Leben.

Am Abend des 22. August 1998 änderte sich alles. Unser Haus wurde von einer Bombe zerstört und brannte lichterloh. Die Soldaten fielen über uns her, es war ein regelrechtes Massaker. Mein Vater wurde getötet, er starb in meinen Armen. Ich blutete am ganzen Körper, aber ich konnte entkommen. Wie durch ein Wunder gelang meiner Mutter, meiner Frau, unserer zweijährigen Tochter und mir die Flucht.

Wir wollten in die Republik Kongo gelangen, aber an der Grenze von Point Noir fragten sie nach unseren Papieren. Wir hatten natürlich keine! Wir waren Hals über Kopf geflohen, mitten in der Nacht. Alles brannte, wir hatten nichts mitnehmen können. Was sollten wir jetzt tun? In unserer Verzweiflung beteten wir zu Gott. Einer der Grenzbeamten hörte uns und fragte: „Ach, Sie sind Christen?"

Der IS wollte uns vernichten

Ahmad Khalaf floh 2014–2015 vor dem IS aus dem Irak

Fluchtroute von Ahmad Khalaf 2014–15

An dem Tag, als der Krieg bei uns begann, war ich nicht zu Hause. Wir Jesiden feierten gerade ein Fest an diesem 3. August 2014. Deshalb hatte ich mich mit Freunden in einem benachbarten Dorf getroffen. Ich war 19 Jahre alt und lebte in der Region Shingal in Nordwest-Irak, nahe der Grenze zu Syrien. Unsere Dörfer und Städte liegen in einer Ebene rund um ein bergiges, wasserreiches Gebiet namens Kursi.

Der Irak ist ein arabisches Land. Aber im Shingal wohnten vor dem Krieg vor allem Jesiden. In manchen Dörfern gab es früher keinen einzigen Araber, die Jesiden ließen sie gar nicht herein. In meiner Heimatstadt Sinune lebten allerdings schon lange Muslime. Arabisch ist die Amtssprache im Irak. Meine Muttersprache ist Kurmanji, und ich spreche auch Kurdisch. Aber früher wurde in den Schulen nur auf Arabisch unterrichtet, alles andere war verboten. Also brauchte man arabische Lehrer und die wohnten bei uns in Sinune. Bevor der IS zu uns kam, lebten wir alle friedlich zusammen: Araber, Jesiden und Kurden.

Die Religion der Jesiden ist weder christlich noch muslimisch. Man sagt, sie sei die älteste Religion der Welt. Jeside ist man durch seine Geburt. Früher waren alle Kurden Jesiden. Aber da die Muslime viele Kriege gegen die Kurden führten und alle umbrachten, die nicht konvertieren wollten, sind heute die meisten Kurden Muslime.

Wir Jesiden haben nicht sehr viele Regeln, aber eine ist dafür ziemlich hart: Wir dürfen nur untereinander heiraten. Wenn wir einen Christen oder einen Moslem heiraten, sind wir keine Jesiden mehr. Bei uns tragen vor allem die älteren Frauen einen Schal, der den Kopf zum Teil verhüllt, das Gesicht dabei aber freilässt. Die jungen Jesidinnen benutzen diesen Schal nicht unbedingt. Und in Deutschland leben die

meisten Jesiden sowieso wie alle anderen hier, anders als im Irak. Nur die jesidischen Heiratsregeln, die gelten auch hier.

Mein Vater hat keinen Beruf erlernt. Vielen geht es so im Irak. Als ich noch klein war, hatte er sich zusammen mit drei Brüdern eine Autowerkstatt aufgebaut. Später verkaufte er Öl, Benzin und Ersatzteile für Autos. Manchmal habe ich ihm als Kind dabei geholfen. Zuletzt, kurz vor unserer Flucht, fuhr mein Vater mit seinem kleinen Auto herum und verkaufte Gasflaschen.

Meine Mutter ist nie zur Schule gegangen und sie arbeitet auch nicht. Frauen dürfen im Irak nicht alleine nach draußen gehen, deshalb bleiben sie meistens im Haus. Meine Mutter kümmert sich um die Familie.

Wir sind insgesamt acht Kinder, fünf Jungen und drei Mädchen. Ich bin der älteste Sohn. Meine große Schwester ist drei Jahre älter als ich, meine anderen Geschwister sind allesamt jünger.

Am Abend des 3. August 2014 hieß es also: Die Terroristen kommen! Seit Jahren gab es schon Kämpfer der ISIS in Mossul. Jetzt nannten sie sich IS und wollten das ganze Land kontrollieren. Sie waren bereits in der Nähe und bald würden sie bei uns sein. Was das genau für uns bedeutete, war uns damals gar nicht klar. Wir wussten noch nicht, dass der IS die Jesiden vernichten wollte.

Per Handy warnten uns die Menschen aus anderen Dörfern: „Die Terroristen sind hier. Sie haben schon viele getötet. Sie erschießen Männer, Frauen und Kinder. Manche Frauen nehmen sie einfach mit. Bald werden sie auch bei euch sein!“

Trotzdem gab es noch viele, die glaubten: „Nein, so schlimm kann es nicht sein. Wir verstecken uns in der Nähe und in ein oder zwei Tagen werden wir wieder zu Hause sein.“